



Horst Samson
Heimat als Versuchung

Publikation

Vorlage: Datei des Autors
Eingestellt am 29. Juni 2010 unter
www.hss.de/download/100625_RM_Samson.pdf

Autor

Horst Samson

Veranstaltung

"Vertrautheit und Fremde - auf dem Weg nach Europa"
Podiumsdiskussion im Rahmen des internationalen
Bildhauersymposiums in Beratzhausen der Hanns-Seidel-Stiftung
und dem Kuratorium für Europäische Kulturarbeit
am 25. Juni 2010

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel des Beitrags das Datum der
Einstellung und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs
dieser Online-Adresse anzugeben.

[Vorname Name: Titel. Untertitel (Datum der Einstellung).
In: <http://www.hss.de/...pdf> (Datum Ihres letzten Besuches).]

Heimat als Versuchung

Horst Samson

... und immer hör ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort"
(Wilhelm Müller - Der Lindenbaum)

Sehr geehrte Damen und Herren,

Vertrautheit, sagt uns das Grimmsche Wörterbuch, ist - grammatikalisch - femininer Natur, eine "abstractbildung der classischen periode..., vertrautheit hat sich im 19. Jahrhundert völlig durchgesetzt; es wird auch für Vertraulichkeit gebraucht", in unserem Kontext wollen wir die Vertrautheit der Deutlichkeit halber durch den Begriff Heimat eingrenzen. "Die tränenreiche ‚Heimat‘ ist eine Reaktion auf das, was Georg Lukács die ‚transzendente Obdachlosigkeit‘ des Menschen in der industriekapitalistischen Ära genannt hat, nichts Vormodernes, sondern ein Schatten der Moderne selber", notiert der Philosoph Martin Blumentritt.

Fremde/das Fremde bezeichnet etwas, das als abweichend von Vertrautem wahrgenommen wird, als etwas (angeblich) Andersartiges oder weit Entferntes. Die Fremde und der Weg dorthin dominiert das 20. Jahrhundert. Fremde geschieht millionenfach. Die Entheimatung wird zum kontinentalen Desaster. Diktaturen fallen, Kriege wüten, die Stille tobt. Grenzen begrenzen lange unseren Horizont, bevor die Gedanken detonieren und die Sprache mit dem Schweigen bricht. Das Gedicht verdichtet den Notstand im Menschenpark, das Expose des Dichters, der in der Dunkelkammer sein Bild von der neuen Gesellschaft entwickelt, wird zum Explosee. Und in dieser Dynamik der weltlichen Veränderung steckt jede Menge ... Dynamit.

Europa - der Begriff ist in dem hier implizierten Sinne ein Schlüsselwort des 21. Jahrhundert. Europa - und der lange Weg dorthin. Der griechischen Sage nach war Europa der Name einer phönizischen Königstochter, die Zeus in Stiergestalt schwimmend nach Kreta entführte und dort verführte. Tat er ihr Gewalt an? Hat sich im Kontrast zu dem göttlichen Gewaltmonopol von anno dunnemals etwas verändert? Ist Europa heute eine verheißungsvolle Vokabel des Friedens?

Wenn es Abend wird und dunkelt, wollen viele Menschen dieser Welt am liebsten daheim sein in ihrem bekannten DaSein, Zuhause. Wo aber liegt dieses Zuhause und was bringt es, lohnt es sich nachzuforschen, nachzudenken, um der Unbehautheit des Menschen im Geographischen wie im Existentiellen prophylaktisch vorzugreifen?

Man glaubt mit den Vaterländern Kirschen essen zu können und erhält doch immer nur die Steine. Fremd, fremder, am fremdesten - unsere Sprache lässt diese Steigerung zu. Beim Kirschenessen wird einem das klar.

Meine Vertrautheit mit der Vertrautheit und der Fremde lässt mich unsicher werden. Da ist, spüre ich, etwas Fremdes in mir, wenn ich über das Vertraute nachdenke. In mir? Nur in mir?

Die Fremde tobt über diesen Kontinent, über den Globus. Gott ist tot, sagt Gott, der Glaube an den Glauben erschüttert - homo homine lupus est. Diktaturen und Terrorismus, Krieg und Elend, Spekulanten und Profiteure haben uns eisern umklammert, das Kapital vagabundiert durch Börsen und Casinos, die Gier. Und die Moral hat sich in der Unmoral verirrt. In der Heimat grasen die Versager, in der Fremde gehen die Helden so verlogen breitbeinig über Leichen als gingen sie über eine Kinoleinwand. Nur in den Büchern scheint die Welt noch halbwegs in Ordnung zu sein.

Auch wenn wir die Augen noch so fest zudrücken, übersehen können wir die Verschlammung der Niederungen, in denen der Mensch zu Hause ist, trotzdem nicht. Wegsehen, das könnte funktionieren, aber es löst keines der Probleme, die uns bedrängen und mit denen unsere Wege in die globalisierte Zukunft gepflastert sind. Die Zeiten, da alle Wege mit einiger Verlässlichkeit nach Rom führten, gehören der Vergangenheit an. Im Lindenbaum hörte man es gestern noch rauschen: Auf nach Europa, du findest Ruhe dort, und Frieden! Heute, da verfressene Heuschrecken und hungrige, skrupellose Bankster an der Seele der Welt nagen, sind wir da nicht mehr so sicher. Wo Staaten in den kapitalen Bankrott schlittern transformiert sich organisierter Welthandel in organisiertes Verbrechen des Finanzkapitals und die Politik ist der Pate. Im Ruin aber geht die Gemeinsamkeit sicheren Schrittes in die Brüche. Was für ein komplizierter, explosiver Begriff, den wir in solchen Verkettungen mit friedlicher Ko-Existenz vehikulieren - dieses Wort Gemeinsamkeit. Darin hat sich sprachlich so einiges eingenistet, zusammengebraut: Gemeinsam, einsam, eins, meins, mein, gemein.

Ich weiß nicht, wer sich diesen Titel ausgedacht hat, "Vertrautheit und Fremde - auf dem Weg nach Europa", aber der Urheber hatte Großes vor. Vertrautheit, Fremde, Europa - allein von der Begrifflichkeit erstreckt sich die Themenansage über drei Jahrhunderte. Das merkte ich ganz schnell als ich begann, darüber nachzudenken, wie ich in dieser krisengeprägten Dunkelheit mich unserer Zeit am nächsten nähern könnte. Ich hoffte dabei, das weiße Blatt vor mir würde ein Ort der Zuflucht, kein Ort der Ungewissheiten, ja gar der Täuschungen, sondern ein Areal der Versuchung, ein Stück Heimat vielleicht sogar.

Du fändest Ruhe dort!?! Nie und nimmer. Viel zu weiß ist das Blatt Papier, zu weiß und blendend zuweilen, viel zu mächtig ist dieses Thema für einen Dichter,

dachte ich und schon erging es mir wie einem Spatz im Lindenbaum: ich fühlte mich gut, ich übersah die Gegend bis zum Horizont, aber ich kam mir trotzdem in der Krone unbehaust vor. Mein Nest hatte ich daher instinktiv unter dem Schuppendach der Fremde gebaut.

Beim nachdenken über das Thema, über mich, Gott und die Welt, hatte mich die Verzweiflung gepackt, leise zwar, aber sie hielt mich fest in ihren Krallen, ich konnte kaum den Kugelschreiber bewegen bis die Heimat urplötzlich in mir ausbrach, Feuer und Asche spie wie der Eyjafjallajökull. Und hoch am bewölkten Himmel glänzte Hölderlins sehnsuchtsvolles Versprechen aus seinem Gedicht "Die Heimat": "Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel / Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah, / Dort bin ich bald, euch traute Berge, / Die mich behüteten einst, der Heimat // Verehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus ... "

Und es rauschte wie ein vom getäuschten Hirn produzierter Tinnitus in den Muscheln meines Gehörgangs. Also horchen wir doch in die deutsche Dichtung. Romantisch, weltschmerzlerisch und existenziell tief verwurzelt sind wir darin, stärker als wir es ahnen. Du horchst in die Sprache, die manchen Heimat ist, und hörst, Friedrich Nietzsche lässt in uns die Krähen fliegen. Und die ziehen "schwirren Flugs zur Stadt: Bald wird es schnein, / Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!", heißt es in der ersten Strophe noch tröstend. Aber das Blatt wendet sich schnell zur letzten Strophe hin: „... Die Krähen schrein / und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: / Bald wird es schnein - / Weh dem, der keine Heimat hat“, warnt jetzt der Dichterphilosoph.

Mit einem solchem Gedichtende entlässt uns Nietzsche in hoher Hilflosigkeit ins Offene, wohin uns schon Hölderlin gedrängt hatte. Aber wollen wir überhaupt dahin, ins Offene? Das ist doch die Fremde, in der wir ungeschützt sind, das ist doch, wäre doch das Ende der Vertrautheit. Wollen wir die Vertrautheit aufs Spiel setzen für eine Hand voll Euros und das Haus Europa, von dem heute keiner sagen kann, wie es einmal aussehen wird, gut isoliert, mit Brennerheizung, hellen Badezimmern und großen Fenstern, oder mit zertrümmerten Scheiben, zerschossenen Wohnungen und einem kaputt gebombten Dach durch das der Regen dringt, aber auch das Licht der Sterne und - in die Gegenrichtung - unsere Sehnsucht nach Glück, Weite und einer für alle offenen Welt.

"Nun stehst du starr, / Schaust rückwärts, ach! wie lange schon! Was bist du Narr / vor Winters in die Welt entflohn?", stichelt Nietzsche in meinem Hirnlappen und stachelt das Denken an. Was will der Dichter uns damit sagen? Selber schuld!? Ist es aber so einfach? Im vorvorigen Jahrhundert war das vielleicht so. Da wären wir dann aber fast wieder am Anfang von Hölderlins Kreation "Die Heimat" ("Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom, /

Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat, / So käm auch ich zur Heimat, hätt ich / Güter so viele wie Leid geerntet.").

Froh kehrt also der Fischer im 19. Jahrhundert noch heim .. denn zu Hause ist die Welt noch in Ordnung, damals war sie es jedenfalls noch, soll sie es jedenfalls noch gewesen sein. Oder nicht? Oder doch?

Sieht vielleicht das Vertraute nur aus der Ferne wie Vertrautheit aus, leuchtet uns nur von dort her, aus weiter Ferne, die Idylle auf unseren arg dusteren Wegen durch die Vergangenheit so schelmisch blendend und verblendend heim? Hell leuchtet wie der Abendstern über dem Abendlande Europa "Hyperions Schicksalslied" aus Hölderlins Feder über uns:

"Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewisse hinab."

Zerstören, zerstörten wir nicht selber in unserer Ruh- und Rastlosigkeit jene verbogene Idylle, jene trügerische Vertrautheit, jene vermeintliche Heimat, die wir verloren haben aus Ungehorsam und Verlockung in den Tagen des noch reibungslos funktionierenden Paradieses. Und das alles wegen eines Apfels! Seither treibt uns die Erkenntnis, dass wir mit dem Trennungsschmerz nicht fertig werden und Heimat leicht zur weinerlichen Verlustanzeige degeneriert, zum nostalgischen Rummelplatz für durch die Lüfte sausende Sehnsüchte ohne Grund und Boden.

Der Verlust des Paradieses ist nur die einäugige Wahrheit. Denkt man über die Affäre Apfel nach, kommt man auf die Idee, dass damals zwischen Gott, der Schlange und dem ersten Menschenpaar lediglich ein Deal stattfand, der uns heute berauschen müsste: Die enge, bekannte Welt des Vertrauten wurde nicht ersatzlos gestrichen, sondern gegen eine weite Fremde eingetauscht, ein offensichtlicher Welt-Gewinn, der unseren Erkenntnishorizont beträchtlich in die Ferne verschob. Die nächste gute Nachricht: Aus dem Akt der Vertreibung resultierte nicht nur Land-Gewinn, sondern auch Wissenszuwachs und Abenteuererspaß, denn statt der Langweile im paradiesischem Format, erwarteten uns XXXL-Herausforderungen, dieses Leben eben, von dem wir wissen, dass es das in einer ungefährlichen Version nicht gibt.

Man darf den Blick noch einmal zurückwenden, ohne dass Heimat und flüchtende Niemandlinge gleich zur Salzsäule erstarren. Wenn also ... früher, im 18. Jahrhundert, die heimatlichen Zeiten rosig waren, warum schipperten damals meine Vorfahren auf der Donau in ihren Ulmer Schachteln ostwärts? Was suchten sie genau dort, in der Fremde? Versprach ihnen die Fremde mehr Vertrautheit als das Vertraute? Was um des Himmels willen, ihr Götter, war da los? Was hat sie dahin getrieben, freiwillig!? Die Fremde möglicherweise als Chance fürs Überleben?

Das Exil, die Migration, verlangt viel an Umtrieblichkeit. Man lernt mit dem Verlust zu leben, man muss improvisieren, wird fündig dann und die Flucht wird zu einer kreativen, wenn auch schmerzlichen Situation, wie der Philosoph Vilém Flusser es ausdrückt: "Wer die Heimat verlässt (aus Zwang oder aus freier Wahl, und beides ist schwer zu unterscheiden), leidet, denn tausend Fäden verbinden ihn mit der Heimat. Und wenn diese durchschnitten sind, ist es, als hätte ein chirurgischer Eingriff stattgefunden." Flusser beschreibt, wie er bei seiner Vertreibung aus Prag den "Zusammenbruch des Universums durchlebte". Er lernt dazu und korrigiert sich wenig später mit Blick auf den chirurgischen Eingriff, der - wie jeder Migrant weiß - in aller Regel am offenen Herzen vorgenommen wird, ohne Narkose. "Ich verwechselte mein Inneres mit der Welt da draußen", notiert Flusser und fügt hinzu: "Ich litt unter dem Schmerz der durchschnittenen Fäden. Aber dann, im London der ersten Kriegsjahre und beim Vorahnen der Schrecken des Lagers, begann ich, mir darüber klar zu werden, dass es nicht die Schmerzen eines chirurgischen Eingriffs waren, sondern die einer Entbindung. Ich merkte, dass die durchtrennten Fäden mir Nahrung zugeführt hatten und dass ich jetzt in die Freiheit geworfen war. Ich wurde vom Schwindel der Freiheit erfasst, der sich darin zeigt, dass sich die Frage ‚frei wovon?‘ in die Frage ‚frei wozu?‘ verkehrte. Und so sind wir alle Migranten: Wesen, die vom Schwindel ergriffen sind."

Das schreibt Flusser, der wie ich zwischen Vaterländern und Muttersprachen hin und her wanderte, über uns, die vom Schwindel ergriffenen Wesen. Solche Doppeldeutigkeit dürfte vielen nicht fremd sein, denn allzu gerne nur schwindeln wir, denken wir an Heimat bei Nacht. Vor allem in der Fremde.

Wir merken das mitunter nicht einmal. Und zwar nicht nur einmal, sondern oft. Wir denken und denken und merken in diesem fließenden Gewebe aus vertrauten und fremden Maschen, in die wir verstrickt sind, Denken tut weh, es tut wirklich weh: Das Verschwinden der Heimat, die Angst des Flüchtenden vor dem Innehalten, vor seiner eigenen Seele, vor der Vereinsamung, denn außer seiner Haut und seiner Sprache bleibt dem Flüchtenden oft nichts als der Weg. So kommt er, hat er Glück, an, nackt, verunsichert und fremd mit seiner Sprache - das Haus des Seins, wie Heidegger sie nennt.

Heimat ist kompliziert, denn was einem Heimat ist, ist dem anderen nur Fremde. An Clara Westhoff schreibt Rilke zum Beispiel folgende Zeilen: "Eure Heimat war mir, vom ersten Augenblick nicht mehr als nur eine gütige Fremde. War eben Heimat, die erste Heimat in der ich Menschenleben sah (sonst leben alle in der Fremde, alle Heimaten aber stehen leer...)"

Das Verschwinden der Heimat auf vielen Längen- und Breitengraden zeichnet sich ab, ihre Auflösung im globalen Dorf, das irgendwann nur aus den einzelnen Häusern der Kontinente bestehen wird. Das europäische Haus – eine schöne Idee – hat viele Fenster schon, noch aber fehlt der tiefere Grund, die solide Gründung, das Fundament, auf dem unsere nationalen Unsicherheiten sicher und geregelt ruhen könnten.

Die Gewerke aber sind vergeben und so werkeln Architekten, Politiker, Lobbyisten und Handwerker geschäftig herum. Und es ist, wie es auf solchen Großbaustellen ist, viel Pfusch geschieht, manche haben die Köpfe voller Probleme, andere alle Taschen voll, und wiederum andere alle Hände voll zu tun. Der Polier - dieses Eindrucks kann ich mich nur schlecht erwehren - ist hoch auf dem Gerüst beim Richtspruch stecken geblieben und besäuft sich jetzt ohne Sinn und Verstand, wirft mit Banknoten um sich, die aus einem Raubüberfall stammen. Und aus den Banken brüllt es, wir sind das Volk, auf das es ankommt.

Hoffen wir, dass der Polier nüchtern wird, auf dem Gerüst bleibt und nicht abstürzt, hoffen wir, dass das Bauen zügig und umsichtiger fortgesetzt wird, zielstrebig wie der Unbehauste seinen Weg durch die Fremde geht, um sich diese Gegend vertraut zu machen, um aus Landschaften der Heimatlosigkeit und der Verstörung eine Landschaft der Heimat zu formen. Kriege, Vertreibungen, Deportationen, Religionsfanatiker haben in der Moderne Entheimatung und Ängste am Laufband produziert. Wir brauchen endlich ein humanes Muster, denn es wuchern mit dem Frieden zugleich Gefahren. "Entweder es gelingt uns, den Islam zu europäisieren, oder Europa wird islamisiert. Mitte des Jahrhunderts, also in 44 Jahren, haben die Moslems in Europa über 50% der Bevölkerung. Ende des Jahrhunderts singt der Papst vorm Minarett", sagte Jürgen Becker, Kabarettist und Fernsehmoderator, in der ARD-Sendung „Sabine Christiansen“ am 1. Oktober 2006. Ist das Utopie, nur Satire oder spricht hier Cassandra durch Beckers Mund.

"Der Fremde ist blind, auch wenn er Augen hat", sagen die Araber. Ich denke, es ist genau umgekehrt, der Fremde hat den noch unverstellten Blick für die Fakten. Besser gefällt mir, was die Bayern sagen: "Fremd ist der Fremde nur in der Fremde."

Heimat, Vertrautheit - unsere Zeit verachtet diesen Begriff, apostrophiert ihn in intellektuellen Zirkeln als hohl und längst überholt. Ist Heimat

emotionsgeladenes Territorium und Angst in den Grenzen von 1984? Ist Heimat einfach nur Kitsch, Beiwerk, Staffage? Eine Expedition ins Innere lässt erahnen, dass die Sehnsucht nach Heimat noch nie so groß wie heute war, da sie uns wie Sand durch die Finger rinnt.

"Das Meer ist unsere Heimat, unsere Identität und nun hat BP (der Ölkonzern, Anm. H.S.) mit seiner Gier all das getötet", beklagt der US-amerikanische Fischhändler Patrick Shay (43 Jahre alt) den Tod seiner Heimat und hat im Garten seines Geschäfts 101 weiße Holzkreuze in den Boden geschlagen, symbolisch für alles, was ihm und den Menschen jenes Landstriches mit der Ölkatastrophe im Golf von Mexiko verlorengehe ("Der Spiegel", 25/2010). Das Meer als Heimat? Das lässt aufhorchen. Was den einen Heimat, ist anderen die Hölle, denken wir an die "Boatpeople", jene Menschen in Vehikeln, die in aller Frühe hoffnungsfroh ins Offene des Meeres aufbrechen und noch vor Sonnenuntergang verzweifelt darin ersaufen.

"Heimat zu verlieren ist heute kein individuelles Schicksal mehr, sondern das einer ganzen Gesellschaft", diagnostiziert der Schriftsteller Martin Hecht. Blicken wir der Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ins Auge, dann erkennen wir, dass rein menschlich betrachtet der Verlust von Heimat im weitesten Sinne vielleicht das höchste Kapital ist, mit dem wir unsere Rast- und Ratlosigkeit bezahlen müssen. Wir sollten das als Investition sehen, als sichere Geldanlage für den Frieden unserer Kinder.

Wer jetzt kein Haus hat, der sollte sich sofort eines bauen. Am besten in einer Heimat. Denn Heimat ist ein weites Land, mehr als nur ein paar Hektar Glück, als eine Sprache, die wir alle verstehen. Es ist dies, wenn Sie wollen, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Menschen, ein Bekenntnis zu einer nur apparent verstaubten, vermoderten Gegend der Erinnerung, in meinem Fall zum Banat.

Man muss sie aber nicht unbedingt lieben, die Heimat, um ihren Verlust zu spüren. "Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein ..." hakt der Schriftsteller Max Frisch in seiner Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises ("Die Schweiz als Heimat") nach. Und ich weiß als Exilierter, der seine abgebrochenen Flügel wie Wurzeln unterm Arm trägt (oder auch umgekehrt), wovon er redet.

Es liegt an uns, wieder einmal an uns, an jedem von uns, was aus Heimat, aus Vertrautem, aus Europa wird. Das europäische Haus gelingt nur, wenn wir seine Mauern mit Verstand, Mut und Augenmaß tapezieren, eine klare Hausordnung schaffen und darin Werte verankern, die nicht zur Disposition stehen. Ziehen

wir friedlich, aber entschlossen ein in dieses neue Haus der Heimat, ins Offene, wie Hölderlin sagt, denn: "Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man." las ich bei Franz Kafka in "Heimkehr", einer kurzen Erzählung in der Form einer Parabel über den verlorenen Sohn.

"Ich habe manchmal den Eindruck, als sei Europa müde geworden, als sei es dabei, seine Identität zu verlieren, seine Wurzeln selber nicht mehr zu kennen. Zu diesen Wurzeln gehören ganz sicher die Aufklärung, die Menschenrechte, die verschiedenen Emanzipationsbewegungen. Aber eben auch das Christentum und die christliche Ethik", bilanzierte Horst Köhler, Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland in seiner Rede auf Einladung der "Stiftung Weltethos" an der Universität Tübingen, am 1. Dezember 2004.

Lassen Sie mich zu Heimat und Fremde, diesen bewegenden, oft umfochtenen Topoi der Moderne, drei letzte Sätze nachrufen. Luther sagt, die Heimat der Christen sei der Himmel. Franz Xaver Kroetz behauptet dagegen, Heimat sei da, wo man sich aufhängt. Die Heimat der Friedvollen, sag ich, das ist Europa.

Was die Heimat betrifft, so hat fürwahr nicht immer die Idylle oder die Komödie das letzte Wort, denn Heimat, das ist auch Drama und Schmerz, ist Sprachlosigkeit und Sprache.

Mit dem Gedicht "Wanderjahre", das ich 1987 im Durchgangslager Heidelberg (so lautete die offizielle Bezeichnung) geschrieben habe, will ich - ans Ende dieses Aufrisses gestoßen - aus den hier aufgezeichneten Verknotungen aussteigen.

WANDERJAHRE

Ich zwänge mich durch
Fremde Landschaft und Achternbusch*
Fällt mir ein. Er weiß, was

Heimat ist: Sie ging aus
Dem Bayrischen hervor, sagte er,
Denn sie kommt vom Wort

„Hemad", und das bedeutet
Hemd. Aber keiner, denk ich,
Braucht Heimat,

Der genug davon hat.

(* Herbert Achternbusch, Schriftsteller, avantgardistischer Filmregisseur und Maler)